

BASTIAN BRISCH

SEITENWECHSEL

Die Geschichte eines schwulen Familienvaters

Mit einem Nachwort von
Detlef Grumbach

Männerschwarm Verlag
Hamburg 2011

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bastian Brisch

Seitenwechsel

Die Geschichte eines schwulen Familienvaters

Mit einem Nachwort von Detlef Grumbach

© Männerschwarm Verlag, Hamburg 2011

Umschlaggestaltung: Carsten Kudlik, Bremen

Druck: Interpress, Ungarn

1. Auflage 2011

ISBN 978-3-939542-62-9

Männerschwarm Verlag

Lange Reihe 102 – 20099 Hamburg

www.maennerschwarm.de

VORWORT ZUR NEUAUSGABE

Vor zehn Jahren habe ich dieses Buch zum ersten Mal veröffentlicht. Meine Erfahrungen aufzuschreiben bedeutete für mich den Abschluss einer Entwicklung, die 1985 begonnen hatte. Damals war ich 43 Jahre alt, war verheiratet, hatte zwei Töchter, wohnte im ländlichen Raum und war im kirchlichen Dienst beschäftigt. Die Fassade war in Ordnung, wir galten als mustergültige «Vorzeigefamilie», doch in meinem Inneren rumorte es. Meine «schwulen Anteile» meldeten sich immer stärker zu Wort, ich stand vor der Entscheidung, ein Doppelleben zu führen, sie niederzuschlagen oder einen Schritt zu tun, dessen Folgen ich mir überhaupt nicht ausmalen konnte.

Ich bin den Schritt gegangen und habe das getan, was mir bis dahin absolut unmöglich und unvorstellbar vorgekommen ist. Den Mut dazu habe ich zu dem Zeitpunkt gefasst, als der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai, zum Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus, erstmals offiziell von den schwulen Opfern des NS-Regimes gesprochen hatte. Ich habe meiner Frau ab jenem 8. Mai von meinen Gefühlen erzählt, dass ich sie nicht verlassen will und den Kindern ein guter Vater bleiben wolle – und dass sich doch etwas ändern muss. Es war nichts mehr wie es vorher war.

Erst zaghaft, doch dann immer schneller, erst angestoßen durch mein Bekenntnis, durch meine Initiative, doch danach immer stärker getrieben von den Reaktionen meiner Umgebung, habe ich die Etappen meines Coming-outs

durchlebt. Wie sehr hätte ich mir in der schwierigsten Phase meines Lebens Begleiter – und sei es auch nur in Buchform – gewünscht, die mir gesagt hätten: du bist nicht der Einzige. Aber es gab so etwas nicht. Es gab auch für mich keine Gruppen schwuler Väter, kein Internet, wo ich schnell Kontakt hätte knüpfen und Rat einholen können. So habe ich, um mit meiner Situation besser klar zu kommen und um diese Lücke zu füllen, meine Geschichte aufgeschrieben. Sie erzählt von meinem gesellschaftlich angepassten Leben, vom Wandern zwischen den Welten, vom Seitenwechsel; von meiner ganz normalen Jugend und den glücklichen Ehejahren, dem Erwachen und dem Wahrnehmen meiner «schwulen Anteile». Sie erzählt von meinen inneren Kämpfen um die Akzeptanz dieser Veränderung und der Auseinandersetzung mit meinem Umfeld und schließlich von meiner Suche nach einem «neuen» Leben. Ich habe dieses Buch auch geschrieben, weil ich anderen Menschen in einer ähnlichen Situation Mut machen wollte, weil ich zeigen wollte: Du bist nicht der Einzige! Es geht! Nach der ersten Veröffentlichung hatte manch «emanzipierter» Schwule Zweifel daran, ob mein Weg zum «Ratschlag» taugen würde. Ich wollte und musste stets auf meine Familie Rücksicht nehmen, schrieb dieses Buch unter dem Pseudonym Brisch, wollte alles richtig machen, niemanden verletzen, war zögerlich und inkonsequent. Ich hätte, von heute aus gesehen, sicher vieles schneller haben können. Damals traute ich mich nicht anders zu handeln.

Heute, im Jahr 2010, hat sich die gesellschaftliche Situation von Schwulen und Lesben beträchtlich geändert. Dennoch habe ich mich entschlossen, einer neuen Ausgabe des Buchs zuzustimmen, nicht als Vorbild, sondern als Beispiel, an

dem man sich auch reiben soll. Denn so sehr sich die äußeren Bedingungen auch ändern, bleibt das Coming-out doch ein dramatischer Prozess, das Grundmuster ist das gleiche geblieben. In der Begegnung mit schwulen Ehemännern und Vätern heute erlebe ich, dass sie die einem ähnlichen Druck ausgesetzt sind, in einer ähnlichen Zwickmühle stecken wie ich damals. Ich wünsche und hoffe, dass es auch heute noch nützlich und sinnvoll ist, diese Erfahrungen weiter zu geben, sich an ihnen zu reiben und damit Betroffene bei der Reflexion ihrer persönlichen Situation zu unterstützen.

Aber auch mein Leben hat sich in den zurück liegenden zehn Jahren geändert. Mein Eindruck, mit der Veröffentlichung des Buch am Ende einer Entwicklung angekommen zu sein, hat sich nicht erfüllt. Gott sei dank, muss ich ergänzen. Aus vielen Erfahrungen ziehe ich heute andere Schlüsse, über vieles habe ich noch einmal neu nachgedacht. Darüber habe ich mich ausführlich mit Detlef Grumbach vom Männer-schwarm Verlag unterhalten. Er hat auf Grundlage unseres Gesprächs das Nachwort verfasst. Hier möchte ich noch allen danken, die dieses Buches unterstützt haben, die mir vor gut zehn Jahren den Mut machten, meinen «Seitenwechsel» in dieser Form zu dokumentieren, die an meiner Entwicklung Anteil hatten und mir auch heute noch mit Rat und Tat beiseite stehen. Besonders bedanke ich mich bei Thomas Reher, der ein ausgesprochen fachlicher, sachlicher und konstruktiver Kritiker meiner nicht alltäglichen literarischen Arbeit war, und bei Rainer Marx, mit dem ich mittlerweile mein Leben teile.

Bastian Brisch, im Januar 2011

MEIN COMING-OUT

Es ist kühl geworden an jenem Abend des 8. Mai. Meine Frau Ute und ich waren mit den Kindern auf einer Gedenkfeier anlässlich des vierzigsten Jahrestages des Kriegsendes. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft ist ein Steinbruch, in dem früher KZ-Häftlinge gearbeitet haben. Diesen Ort wollten wir bei der Gedenkfeier kennenlernen und gleichzeitig unseren Kindern ein Stück lebendige Geschichte vermitteln. Für die Kinder ist es schon spät. Am nächsten Tag ist wieder Schule, also: schnell ins Bett mit ihnen.

Ich setzte mich auf die Couch, die in der Mitte des Raumes steht. Ich atme schwer. Seit Tagen geht mir nichts anderes mehr durch den Kopf: Sag ich ihr es? Wann sag ich es ihr? Wie sag ich es ihr?

Ute kommt ins Wohnzimmer, es ist neun Uhr abends. Sie setzt sich mir schräg gegenüber auf die Couch. Sie bemerkt mein schweres Atmen und fragt: «Hast du was?» Diese Frage stellt sie öfter, wenn ihr irgend etwas auffällt. Schließlich kennt sie mich seit achtzehn Jahren. Oft sage ich «nein, nein» und das Fragen hat ein Ende. Zu diesem Zeitpunkt sind wir sechzehn Jahre verheiratet. Ich bin dreiundvierzig, Ute siebenunddreißig Jahre alt, Rebekka ist zehn und Miriam acht. Mir schießt es wie wirr durch den Kopf: Soll ich es jetzt sagen? Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich habe Angst. Schließlich antworte ich: «Ja, es ist was!» – «Ja, was ist es denn?» erkundigt sich Ute. Ihre Stimme klingt warm, es schwingt Fürsorge, Interesse, Teilnahme mit. Das macht es mir leicht. Zögerlich

und leise, vor mich hinschauend, dann wieder Ute ansehend, beginne ich: «Ich will es dir schon lange sagen. Ich hab' mich aber nicht getraut.» Noch immer zögere ich es auszusprechen. «Ich habe schwule Anteile, die immer stärker werden.» Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ute sieht mich gespannt, aber liebevoll an. Ihre Reaktion überrascht mich: «Warum hast du mir das denn nicht schon früher gesagt? Da hätten wir doch miteinander darüber reden können. Warum hast du alles mit dir allein herumgetragen?»

Mir fällt ein Stein vom Herzen. In einem Kreis unzähliger Gedanken und in ebenso unzähligen Gesprächen mit wenigen, eingeweihten Freunden quälen mich seit Jahren die Fragen: Wie wird Ute reagieren, wenn ich ihr von meiner «schwulen Seite» erzähle oder wenn sie anderweitig davon erfährt? Wird sie Verständnis haben oder mich auf der Stelle aus der Wohnung werfen? Mit mir nichts mehr zu tun haben wollen? Wie wird unsere Ehe weitergehen? Wie wird es mit den Kindern? Nun ist es heraus!

Wir führen eine sehr gute Ehe und sind einander gegenüber sehr offen. Streit kennen wir kaum, mit den Kindern läuft alles prima. Wir sind integriert und akzeptiert in Verwandtschaft, Beruf, Nachbarschaft, Kirchengemeinde. Es hat mich in letzter Zeit immer mehr bedrückt, dass ich meiner Frau gegenüber ein so großes, lebensbestimmendes «Geheimnis» habe. Ich habe mich umsonst gesorgt. Gott sei Dank! Langsam, stockend und mit leiser Stimme erzähle ich Ute von meinen jahrelangen Kämpfen. In der Vergangenheit habe ich immer wieder zwanglos und ohne persönliche Betroffenheit zu zeigen, aus «dienstlichem Interesse» das Gespräch auf «Homosexuelle» gelenkt. Ich wollte «testen», wie sie damit

umgeht. Obwohl diese «Tests» immer positiv verliefen, habe ich so lange gebraucht, um mit ihr zu reden.

Ute weiß, dass ich vor zehn Tagen dienstlich bei einem Kollegen in der Stadt war, der schwul ist. Sie weiß auch, dass ich mich mit ihm, dienstlich natürlich, über Homosexualität unterhalten habe. Sie weiß aber nicht, dass sie und ich der Gegenstand des Gesprächs waren und das Dienstliche nur vorgeschoben war. Ute weiß auch, dass ich bei diesem Besuch das erste mal in meinem Leben in einem schwulen Lokal war. Ich hatte an jenem Abend lang und breit mit dem Kollegen und seinem Freund diskutiert. Eine Äußerung meines Kollegen hat sich dabei eingepägt: «Ich kann dir nicht sagen, ob und wann du es ihr sagen sollst und wirst. Ich weiß nur, du wirst es tun, wenn der Zeitpunkt dafür gekommen ist.» Dieser Satz hat mich sehr entlastet und viel Druck von mir genommen.

Durch das lange Gespräch wurden wir hungrig. Beide schlugen vor, Essen zu gehen. Ich war nicht abgeneigt. Wir fuhren in ein Steakhaus und versuchten die anstrengenden Gespräche zu vergessen. Auf der Rückfahrt fragte mein Kollege seinen Freund: «Gehen wir noch auf ein Bier ins «Hendersen»?» Als dieser zustimmte, wurde auch meine Zustimmung eingeholt – ohne dass ich wusste, was das «Hendersen» ist. Erst beim Einparken des Wagens informierten mich beide beiläufig, das wir jetzt in ein Schwulenlokal gehen würden. «Irgendwann ist es immer das erste Mal!» sagten sie mit einem Augenzwinkern zu mir.

Ich werde nervös. Mein Herz schlägt heftig. Wie wird es in dem Lokal sein? Wird man mir «was tun»? Wie verhalte ich mich, wenn jemand «was» von mir will? Sind vielleicht

Bekannte aus meinem Wohnort da? Meine Hände werden feucht. Ich habe das Gefühl, alle müssen merken, wie es mir jetzt geht, und mein Kopf muss ganz rot sein. Das Lokal in «Tuntenbarock» (was ich erst viel später erfuhr, dass man diese Art der Ausstattung in dunkelrotem Plüsch und dunklem Holz so nennt) ist gut besucht. Das Licht ist gedämpft, halblaute «moderne» Musik sorgt, gemischt mit den Stimmen der Besucher, für eine gemütliche Atmosphäre. Viele stehen im Raum, nur wenige sitzen an den Tischen. Das ist neu für mich. Wieso stehen die alle? Ich bin gewohnt, mich zu setzen, wenn ich in ein Lokal gehe. Heute weiß ich, dass ich durch das Stehen leichter mit anderen ins Gespräch komme und sich leichter Kontakte knüpfen lassen. Nun gut. Meine Freunde werden von einigen Gästen herzlich mit einer Umarmung begrüßt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob und wie ich vorgestellt wurde. Das alles ist so aufregend für mich, eine Aufregung, die keiner merken sollte. Plötzlich habe ich ein Bier in der Hand, ich glaube, mein Kollege hat es mir besorgt. Und die zwei, meine «Stützen» bei meinem ersten Besuch im Schwulenlokal, sind plötzlich weg. Ich stehe wie angewurzelt auf einer Stelle. Ich traue mich nicht, nach meinen beiden Freunden zu suchen: wie würde denn das aussehen? So stehe ich mit meinem Bier in der Hand da und weiß nicht, wo ich hinschauen soll. Lauter Männer, schwule Männer, die einander an den Händen zärtlich berühren, küssen oder umarmen oder sich auch nur unterhalten und ganz normal ein Bier trinken. Und ich mitten unter ihnen. Es ist schön – und es ist schlimm für mich. Ich habe mir früher diese Kneipen immer als ein Sodom und Gomorrha vorgestellt, unterlag auch an diesem Punkt meiner heterosexuellen Erziehung mit all den

Vorurteilen gegenüber Schwulen. Endlich erlebe ich das alles, was ich bisher nur aus Heften und Träumen kannte – und ich überlebe diesen Besuch. Ich überlebe ihn sogar gut.

Ich erzähle Ute weiter von meinen Sehnsüchten nach einem Mann, und ich gestehe ihr auch die gelegentlichen, über Jahre verteilten flüchtigen Abenteuer mit Männern. Ich taue immer mehr auf an diesem Abend des 8. Mai 1985. Das Interesse, das Ute an meiner «schwulen Seite» zeigt, tut mir gut. Nun habe ich kein Geheimnis mehr vor ihr. Ihre positive, verständnisvolle Reaktion macht mich richtig glücklich. Nichts mehr, was zwischen Ute und mir steht. Es wird spät an diesem Abend. Wir weinen beide. Aus Glück? Aus Unsicherheit? Aus Angst, was nun noch alles kommt? Nach einiger Zeit sagt Ute sehr nachdenklich: «Was war dann unsere Ehe? War das nur gespielt?» «Nein», sage ich, «die Ehe ist nicht gespielt! Alles, was wir miteinander leben ist echt, da ist nichts Gespieltes oder Aufgesetztes dabei!» Ute hat mit dieser Aussage, glaube ich, bis heute Probleme. Wie kann ich es ihr beweisen, dass ich in unserer Ehe glücklich war? Wie kann ich ihr eine Antwort darauf geben, warum meine «schwulen Anteile» sich so sehr verändert haben?

An diesem 8. Mai hält der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker seine Rede «Zum vierzigsten Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft»:

»Viele Völker gedenken heute des Tages, an dem der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende ging. Seinem Schicksal gemäß hat jedes Volk dabei seine eigenen Gefühle. Sieg oder Niederlage, Befreiung von Unrecht und Fremdherrschaft oder Übergang zu neuer Abhängigkeit, Teilung, neue Bündnisse, gewaltige

Machtverschiebungen – der 8. Mai 1945 ist ein Datum von entscheidender historischer Bedeutung in Europa.» Bei der Auflistung derer, denen gedacht wird, sagt von Weizsäcker unter anderem: «... Wir gedenken der ermordeten Sinti und Roma, der getöteten Homosexuellen, der umgebrachten Geisteskranken, der Menschen, die um ihrer religiösen oder politischen Überzeugung willen sterben mussten.»

An einem für mich so wichtigen Tag aus dem Munde des Bundespräsidenten Worte wie «Befreiung», «Teilung», «neue Bündnisse» und das Wort «Homosexuelle» zu hören, bewegt mich sehr. Für mich ist nicht der 8. Mai 1945, sondern der 8. Mai 1985 von «entscheidender, historischer Bedeutung.»

DAS NEUE DAUERTHEMA

Ich habe mit vielem gerechnet, nicht aber damit, dass ich mit meiner «Offenbarung» ein Dauerthema in unserer Ehe schaffe. War ich so naiv zu glauben: ich sage es und dann ist alles vorbei? Habe ich damit gerechnet, dass es so weitergeht wie bisher? Wahrscheinlich habe ich überhaupt nicht an das Weitere gedacht. Der Druck, mit meiner Frau darüber zu reden, begleitet von dem immer stärker werdenden Wunsch, mit einem Mann zusammen zu sein, war so groß, dass ich nicht in der Lage war, die Folgen einzuschätzen. Und wenn ich an die Folgen gedacht hätte, hätte ich sie dann realistisch eingeschätzt? Zunächst erlebe ich die momentane Situation nicht unangenehm, im Gegenteil: Ich freue mich über das rege Interesse von Ute an dieser Seite meines Lebens, von der sie bisher nichts wusste. Ja, ich bin glücklich darüber, dass sie

immer mehr über meine «schwulen Anteile» wissen will. Auf der einen Seite bewundere ich ihr Interesse, auf der anderen Seite finde ich es ganz normal, weil sich darin auch unsere gute Beziehung widerspiegelt. Kein Morgen, kein Abend, kein Wochenende vergeht, ohne dass nicht in irgend einer Form dieses Thema angesprochen wird. Dabei ist es unser beider Anliegen, dass die Kinder davon nichts mitbekommen. Oft müssen wir unsere «einschlägigen» Gespräche abrupt abbrechen, wenn Rebekka oder Miriam ins Zimmer kommen oder beim Spaziergang an unsere Hand wollen.

Unser sexuelles Eheleben hat bis zu jenem 8. Mai langsam und schleichend nachgelassen. Zu sehr sind meine Gedanken in eine andere Richtung gelenkt, zu häufig bin ich nicht «bei der Sache», wenn es «zur Sache» kommt. Doch jetzt ist es anders. Ich bin überrascht, wie sehr ich selber wieder Lust habe, mit Ute zu schlafen. Das mag wohl daran liegen, dass ich sehr glücklich darüber bin, dass Ute so verständnisvoll mit meinen «schwulen Anteilen» umgeht. Es ist nun einfach alles wieder stimmig. Vor allem bin ich sehr glücklich darüber, dass ich nun kein Geheimnis mehr vor Ute habe. Das ist unwahrscheinlich befreiend für mich. Es ist für mich auch der Beweis dafür, das Sex nicht nur ein technischer Akt ist, sondern auch eine große psychische Übereinstimmung vorhanden sein muss.

Wenn ich auf Dienstreise war, nutzte ich oft die Gelegenheit, mir schwule Magazine zu kaufen, um sie kurz vor der Heimkehr in einen Mülleimer zu werfen. Das ist nun nicht mehr nötig. Ute ermuntert mich sogar, diese Hefte mitzubringen. Sie will sehen, was ich mir ansehe, und oft sitzen wir nun am Abend, wenn die Kinder im Bett sind, im Wohnzimmer

und blättern die Hefte gemeinsam durch. Dabei tauschen wir unsere Eindrücke aus. «Dieser Typ gefällt mir, der sieht gut aus», sagt Ute und ich stimme ihr zu – oder auch nicht. «Was sagst du denn zu dem, hat der nicht eine tolle Figur?» frage ich sie, um dann gelegentlich von ihr zu hören «Na ja, so toll ist der auch wieder nicht. Was gefällt dir denn an dem?»

Auch sachliche schwule Aufklärungsliteratur zu lesen ist seit meinem Coming-out an der Tagesordnung. Bei dem Besuch bei meinem Kollegen habe ich eine Liste solcher Werke bekommen. Ich bestelle mir diese Bücher meist über den Versandhandel. Kann ich mir diese «einschlägige» Literatur etwa an meinem Wohnort besorgen, wo mich jeder kennt?

Nein, das halte ich für ausgeschlossen und Ute bestätigt mich darin. Ich «verschlinge» diese Bücher. Endlich habe ich Zugang zu sachlicher Information über Schwule, über schwules Leben. Ich lerne Namen und Begriffe kennen. Ich sehe mich in vielen Dingen bestätigt. Auch Ute liest das eine oder andere Buch, zumindest kapitelweise. Vorher habe ich mir allerdings die Bücher meist angesehen, um festzustellen, ob da nicht doch «etwas Schlimmes» drin ist, was Ute Schwierigkeiten bereiten könnte. Ich denke dabei in erster Linie an pornographische Darstellungen oder an allzu konkrete Schilderungen von schwulem Sex.

Seitdem Ute und ich keine Geheimnisse mehr voreinander haben, ist es nicht außergewöhnlich, dass Ute, die wegen der Familie immer zu Hause ist, die Post in Empfang nimmt und sie auch öffnet. Als ich eines Tages von der Arbeit komme, ist Ute sehr bedrückt und hat verweinte Augen. Sie sagt nur kurz: «Du hast wieder Bücher bekommen, sie liegen im Schlaf-

zimmer. Schau, dass die Kinder sie nicht zu Gesicht bekommen.» Ich gehe ins Schlafzimmer und blättere die Bücher ganz begierlich durch. Viel später erzählt mir Ute, dass sie die Bücher auch durchgeblättert hat. In einem der Bücher war schwuler Sex fotografisch abgebildet. Dies ist ihr so auf den Magen geschlagen, dass sie fast vierzehn Tage brauchte, um damit fertig zu werden. Diese Erfahrung kann ich ihr nicht abnehmen. Auch kann und will ich ihr nicht sagen, dass das alles in Wirklichkeit ganz anders ist. Ich kann und will nicht beschwichtigen. Das fände ich unehrlich. Gerade dieses Buch gab mir viele Informationen und brachte mich in meiner schwulen Emanzipation ein großes Stück weiter. Und sie sagte, nachdem sie es sich angesehen hatte, immer öfter: «Erzähle mir keine Details. Ich will nicht wissen, was ihr miteinander macht, auch kann und will ich mir das überhaupt nicht vorstellen.»

ERINNERUNGEN AN DIE KINDHEIT

Schon lange habe ich nicht mehr so ernsthaft und ausdauernd mit Ute geredet, wie in der Zeit nach meinem Coming-out. Utes Interesse an meinem bisherigen Leben ist sehr groß. Mir tut es gut, alles erzählen zu können. Viele Episoden meines Leben werden vor meinen und Utes Augen lebendig:

Unmittelbar nach dem Krieg wohnte ich mit meiner Mutter, meiner Schwester und meinem Bruder – ich selbst war der Jüngste – auf einem Bauernhof in einem armselig eingerichteten Zimmer. Mit «Hamstern» und Aushilfsarbeiten auf dem Hof sorgte unsere Mutter für den Lebensunterhalt.